

Sven Papcke

Neue Nobilität Milliardäre auf dem Vormarsch



Prof. Dr. Sven Papcke, geb. 1939 in Hamburg, Studium der Geschichte und Soziologie in Hamburg und London, lehrt Soziologie an der Universität Münster. Schwerpunkte: Politische Soziologie, Europäische Union, Arbeiterbewegung, Elite, Kulturosoziologie.

„Adel ist nicht an Besitz gekoppelt“¹

Zusammen genommen waren Amerikas Milliardäre 1999 wohlhabender als die vereinigte Kaufkraft eines Riesenlandes wie Rotchina², und 2001 vertreten die reichsten 365 Personen der Welt zusammen ein größeres Einkommen als die 1,2 Milliarden der ärmsten Erdenbürger. Und während die UNO klagt, dass die Verteilung des Reichtums auf dem Globus immer ungerechter ausfällt, vor allem zwischen entwickelten und rückständigen Wirtschaftsregionen³, während die Armut also weltweit wächst, verkündet ein gar nicht frivoler, eher gutgestimmter „Marktpopulismus“ (Thomas Frank), dass diese Tendenz ihre Richtigkeit habe. Nur Reichtumsproduktion pur schaffe genügend Reichtum, um irgendwann auch die Habenichtse allerorten daran teilhaben zu lassen. Das ist ökonomotorisch betrachtet nicht einmal unzutreffend, wiewohl nur auf dem Papier.⁴ Denn was heißt irgendwann? Irgendwann lebt die heutige Generation nicht mehr. Sie wartete vergeblich auf jene „Zuckererbsen für jedermann“, deren Verteilung sich laut Heinrich Heine die Neuzeit vorgenommen hatte.

Im Namen dieser neumodischen Wachstumsideologie regiert bis zum Beweis des Gegenteils frei nach Friedrich Schiller „der Erde Gott, das Geld“, und die Bush-Administration ist sein jüngster Prophet. In diesem Kontext wächst dem Superreichtum das ruhige Gewissen zu,

1 Geoffrey Chaucer, *The Canterbury Tales*, in: *The Complete Works*, hrsg. von Walter W. Skeat, London 1937, S. 419 ff, hier S. 580, Vers D 1146 f.

2 So ließ sich den Wirtschaftsmagazinen entnehmen; vgl. www.welt.de/daten/1999/09/25/0925wi130791.htm.

3 Mit nur 0,5 Prozent an den weltweiten ausländischen Direktinvestitionen gehören z.B. die 49 ärmsten Länder mit 11 Prozent der Erdbevölkerung laut UNCTAD zu den Verlierern der Globalisierung.

4 Die Akkumulation großer Vermögen belegt indes seit langem, dass sie gerade möglich werden, weil Reichtum nicht nach unten „sickert“ (trickling-down-effect), sondern entgegen den Annahmen des Fallgesetzes nach oben drängt.

langfristig Gutes zu tun, um jenen „Durchsickereffekt“ der Einkommen erst zu ermöglichen, denn von nichts kommt nichts. Solcher „Chryotropismus“ (Upton Sinclair) verschafft den Finanzgrößen zudem die Anerkennung, erfolgreich das quasi-heilige Wettbewerbsprinzip zu repräsentieren: kaum verwunderlich, dass sich laut Umfragen⁵ die Schwerreichen nicht nur „optimistischer“ geben als Zeitgenossen ohne ein ansehnliches Bankkonto; sie kommen mit dem leidigen Alltagsstress auch besser klar.

Beim heutigen Goldrausch geht es indes nicht länger um Reichtumsdimensionen, die der amerikanische Soziologe C. Wright Mills im Auge hatte, als er in den 1960er-Jahren von einer Machtelite aus Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Militär sprach.⁶ Die monetären Ausmaße sind ins Astronomische gewachsen, wirken wie nicht von dieser Welt; der Reichtum selbst hat sich in Klassen geteilt, auch hier gibt es einen Kometenschwanz ärmerer Wohlhabender. Und die „Geldmauer“ (Herriot) zwischen Nabobs und Simpel-Reichen liegt nicht mehr irgendwo an der Millionen-Dollar-Grenze, wie früher.⁷ Die Ziffern, um die es gegenwärtig geht, sind überwältigend, verraten eine neue Qualität des Kapitalismus. Man halte sich zur Illustration vor Augen, dass allein im Jahr 2000 die versammelten 274 oder so amerikanischen Milliardäre mit einem Vermögen von 1121 Milliarden Dollar bereits mehr als die Hälfte der Dollar-Summe auf die Waage brachten⁸, die 200 identifizierbare englische Milliardäre in den vergangenen tausend Jahren anhäufen konnten: seit William of Warenne, Earl of Surrey, gestorben 1088 und bis zu Joseph Lewis, Jahrgang 1937.⁹ Kaum verwunderlich, dass die gesellschaftlichen Auswirkungen und zeitgeistprägenden Funktionen dieser Akkumulation schwerlich absehbar sind: wiewohl nicht nur in den USA die konzentrierte Geldmacht alles an Ansehen, Einfluss und Autorität in den Schatten stellt, was an offiziellen Leitungskadern in Stadt und Land tätig sein mag. Und das ist ein Trend, der weiter verstärkt wird durch allgemeine Einfärbungen des Zeitgeistes, dem so oder so nur mehr Bares wirklich Wahres zu sein scheint.

Wie konnte es zu einer derartigen Jagd auf das goldene Kalb kommen? Stammt es wirklich aus eigener Hände Arbeit, wie die Mär es haben will? Wieso explodieren die Vermögen seit ein paar Jahren unablässig? Was sagen solche Zahlen aus über den Epochengeist? Und welche - auch politischen - Konsequenzen ergeben sich aus einer derartigen Opulenz, die inzwischen mühelos alles zu ersetzen scheint, wie von Flaubert vorhergesagt, nicht zuletzt Ansehen, Bildung, Benehmen oder sogar Leistung?

5 Dazu Capital Nr. 11 (1999), S. 354.

6 Wie andeutungsweise bereits der Wirtschaftspolitiker Rudolf Hilferding, *Das Finanzkapital* (1910), Berlin 1947.

7 Eine Art von neuem sozialen Abgrund trennt auf dem Olymp des Besitzes heute Milliardäre von Millionären, um von der Normalmasse der Einkommensbezieher nicht zu reden. Derartige Ausuferungen der Sozialstruktur, überhaupt die allgemeine Reichtumsexplosion (die Zahl der Reichen in Deutschland mit mehr als 1 Million Euro Geldvermögen ist seit 1996 jährlich um 5 Prozent auf 365 000 Personen gestiegen [0,5 Prozent der Bevölkerung], ihr Vermögen wuchs auf 2 Billion Euro, also 26 Prozent der gesamten Geldvermögens im Lande, vgl. einblick Nr. 5 [2001], S. 12) hat die Soziologie noch nicht ins Auge gefasst, nicht zuletzt mit Blick auf die Ausstrahlung und den Einfluss solcher Anhäufungen. Derartige Stratosphären (vgl. die von Forbes für 2001 aufgelisteten 490 Personen/Familien mit einem Vermögen über 1 Milliarde US-Dollar, www.forbes.com/billionaires) entziehen sich der schlichten Optik eines Professorats aus Aufsteigerschichten mit entsprechend - höchstens - mittelständischer Prägung, für die Eliten bei Verbandsfunktionären beginnen und bei der politischen Klasse enden.

8 Was wiederum als Kumulierungsleistung verblasst, vergleicht man diese Anhäufung - um nur eine weitere Summe anzuführen - mit jenen 1500 Milliarden Dollar, welche die vierzig reichsten Amerikaner seit dem späten 18. Jahrhundert anhäufen konnten, einsam an der Spitze steht der robber baron John D. Rockefeller mit sage und schreibe fast 200 Milliarden Dollar.

9 William D. Rubinstein/Philip Beresford (Hrsg.), *The Richest of the Rich*, Beilage der Sunday Times vom 26.3.2000, S. 35 f.

Wichtigste Nebensache

Reichtum sei nichts anderes, so wollte Aristoteles es im vierten Jahrhundert vor Christus verstanden wissen, „als eine Menge von Werkzeugen für die Haus- oder Staatsverwaltung“¹⁰. Die Erwerbskunst oder Ökonomie war für den Philosophen ein Teil der Alltagsbewältigung. Diese ordinäre Beschäftigung verlieh kaum Ansehen und sollte Bediensteten überlassen bleiben. Solche Beiläufigkeit entsprach schon zu jener Zeit nicht länger der Relevanz des monetären Faktors. Das lässt sich der Kriegsgeschichtsschreibung eines Thukydides entnehmen, gestorben um 395 vor Christus, der die griechische Städterivalität mit ihrer selbstzerstörerischen Wirkung nicht zuletzt auf Gewinnmotive zurückgeführt hatte.¹¹ Klassenkämpfe waren schon der Antike bekannt, der ökonomische Wert „beherrscht und führt eben im Unterschied zu anderen Werten“, wie der Volkswirtschaftler Salz notierte, „das reale Handeln der Menschen wirklich“.¹²

Dieser Effekt hat nicht nur mit jener Knappheitsregel aller Vergesellschaftung zu tun, die von der Schöpfungsgeschichte (Genesis III, 19) festgeschrieben ist: „Im Schweiß des Angesichts sollt ihr euer Brot essen“. Der verbissene Versuch, wenigstens individuell dieser Fatalität zu entrinnen, schlug sich allenthalben in Mythen nieder. Man denke an die Geschichte von König Midas, an jenen phrygischen Herrscher der Vorzeit, der von Bacchus die, wie es bei Ovid heißt, „schädliche Gabe“ erbeten hatte, alles in Gold zu verwandeln, was er berührte: Er wäre verhungert - „reich und elend“ (Ovid) -, wenn ihn Göttermacht von diesem Geldfluch durch ein reinigendes Bad im Paktolos nicht wieder befreit hätte.¹³

Als Gegenpol zur Knappheit etablierte sich in der Wahrnehmung der Epochen jene „hundertköpfige Hydra“ (Morelly) des Besitzwillens. Dieser bot Schutz und Schirm gegen Angst oder Sorge und sei es gleich auf Kosten aller anderen. Eine Verkörperung solch skrupellosen Stinkreichtums war jener Marcus Licinius Crassus, ein Zeitgenosse und Finanzier von Cäsar, der als Anhänger Sullas ungeheure Reichtümer zusammenscharfte. Was ihm allerdings wenig nutzte, als er 53 vor Christus in einem Scharmützel gegen die Parther gefangen genommen wurde. Deren König Orodes ließ ihn köpfen und seinen Mund mit flüssigem Gold füllen, damit er sich ergötzen sollte an dem, wovon er offenbar im Leben nie genug bekommen konnte.

Reichtum war im Lauf der Geschichte keineswegs sakrosankt, wie Hannah Arendt unterstrichen hat.¹⁴ Heute hingegen ist er libidinös besetzt und scheint öffentlich mit Lebenssinn gleichgesetzt zu werden. Früher wirkte in den Augen der herrschenden Eliten der Reichtum als solcher eher vulgär, ganz im Sinne von Aristoteles. Man hatte ihn oder erwarb ihn, aber Prestige, Würde beziehungsweise Ehre speisten sich aus anderen Quellen. Sie entstammten der Macht, dem Herkommen, der Gewalt, vielleicht dem Charisma, später auch dem Fleiß oder Talent. Reichtum war mithin eine Folge der sozialen oder politischen Stellung, formell nicht aber deren Ursache. Das traf zu, selbst wenn es trotz der Zinsverbote und Armutsregeln der Kirche auch für Leute aus dem Volk zuweilen möglich wurde¹⁵, über das Vermögen in die

10 Aristoteles, Politik, Hamburg 1958, 1256b.

11 Vgl. Hans Joachim Diesner, Wirtschaft und Gesellschaft bei Thukydides, Halle (Saale) 1956, S. 19 ff.

12 Arthur Salz, Macht und Wirtschaftsgesetz. Ein Beitrag zur Erkenntnis des Wesens der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung, Berlin/Leipzig 1930, S. 140.

13 Ovid, Metamorphosen, Buch 11, Vers 104; München/Zürich 1988, S. 401.

14 Hannah Arendt, Vita activa oder Vom tätigen Leben, Stuttgart 1960, S. 63.

15 Man denke an William Cade in England, gestorben 1166 mit einem Vermögen von fast 6 Milliarden Pfund; oder daran, dass durch jenes Edikt von La Paulette es ab 1584 in Frankreich möglich wurde, sich wenigstens in die unteren Adelsränge einzukaufen.

oberen Ränge aufzusteigen. Bei solchen Parvenüs fand indessen ein Anpassungsprozess statt. Galt es nun doch, die Herkunft der eigenen Stellung aus bloßem Reichtum möglichst rasch zu tilgen. Man war bemüht, dem Stil der alten Nobilität zu entsprechen, der bis weit in die Neuzeit hinein den Ton angab. Der wie immer zu Stande gekommene Reichtum war Mittel zum Zweck des sozialen Ansehens, keineswegs ein Wert in sich selbst. Ansonsten galt weiterhin die Regel: Man war reich, weil man mächtig war, und über Jahrhunderte war dieser Satz nicht umkehrbar.

Das wurde erst anders mit der bürgerliche Moderne, entstanden aus einer Jahrhunderte währenden Aufstiegsgeschichte der Städte, des Marktes und der Gewerbe, wobei sich Entstehung und Rolle der Zahlungsmittel in diesem Umbruch aller Geltungen grundlegend wandeln sollten. Der Reichtumsruhm verdankte sich bekanntlich selbst einer religiösen Umwertung der Werte, seit „Gold und Geld als gute Kreaturen“ (Calvin) galten, falls sie lohnend eingesetzt würden. Nicht nur änderten sich mit dem Sieg der Markt- über die Landwirtschaft die Quellen des Wohlstands; zugleich gelangten in Gestalt der Unternehmer aufstrebende Schichten an die Schaltzentren der Macht und legten als zeitgemäßere Nobilität in Staat, Gesellschaft und Kultur neue Regeln fest. Das ging angesichts fabrikweltlicher Härten nicht ohne Widerstand ab, man denke an die später durch verteilungspolitische Fahrstuhleffekte entkräftete Arbeiterbewegung. Und es wurden auch zivilisationskritische Stimmen laut gegen solchen Triumph des monetären Materialismus.¹⁶

Über alles?

Derartige Vorbehalte scheinen freilich längst vergessen und vergeben, feiert doch der Geldadel seit geraumer Zeit veritable Akzeptanz- und Einflusstriumphe: Robson Walton, Bill Gates, Larry Ellison, das Börsen-Orakel Warren Buffet und wie sie alle heißen sind zu Gurus avanciert, denen unsere Epoche die Weisheiten von den Lippen saugt. Um sie herum besteht eine Huldigungskultur, deren medialem Bewunderungssog sich auch jene 64 Personen/Gruppen nicht entziehen können, deren Vermögen sich hierzulande im Dollarmilliardenbereich bewegen.¹⁷ Zwar sieht sich beklagt, Geldmogule hätten es weiterhin schwer.¹⁸ Die „Mehrheit in der Gestalt der breiten Masse“ gönne ihnen ihre Schätze „noch immer nicht so ganz“. Die Superreichen haben ihr Päckchen zu schleppen, schon Seneca warnte: Große Vermögen bedeuten eine arge Plackerei! Aber der Mensch lebt nicht von Neid allein, und so wiegt die öffentliche Bewunderung der Autorität des Reichtums als Superadditum des Ansehens längst mögliche Beschwernisse auf.¹⁹ Zum Wohlbefinden addiert sich der Respekt, auch Raubsteuern sind kaum mehr zu befürchten, der Sozialismus hat sich ohnedies erledigt, die Politik spricht den Marktideologen nach dem Munde, die Revolution der neuen Techno-

16 Vgl. die Kritik des „Mammonismus“ durch Georg Simmel (Der Krieg und die geistigen Entscheidungen, München/Leipzig 1917, S. 14 f.): mithin an jenem „barbarischen Zustand“ einer „Anbetung des Geldes, ganz losgelöst von dem eigentlichen Praktischen“: Was als ideologische Bedrohung der Zukunft durch eine Geisteshaltung diagnostiziert wurde, in der „das Geld sich zu einem Selbstzweck auswächst“.

17 Etwa die Gebrüder Albrecht, von Baumbach/Böhringer, Engelhorns, Herz, Otto, von Siemens, Mohn, Klatten, Haub, Beisheim, um die Betuchtesten zu nennen.

18 Die 100 reichsten Deutschen, managermagazin 2 (2001), S. 60 ff., hier S. 61.

19 Selbst in einer Region, die wie Deutschland im Sinne einflussreicher - allerdings verblassender - genossenschaftlicher Traditionen (Gierke) eher sozialneidisch gestimmt ist, vgl. Sven Papcke, Gelb vor Neid oder was sonst hält die Gesellschaft zusammen, in: Berliner Debatte Initial 12 (2001), Nr. 3, S. 19 ff.

logien schafft frische Chancen für die Schatzbildung: Was will man mehr, so gut hatten es die Milliarden der Milliardäre nie zuvor in der Neuzeit.

Das demonstriert vor allem ein Blick ins Paradies dieser Spezies: Das zusammengezählte Vermögen superreicher amerikanischer Privatpersonen, periodisch aufgelistet durch *Forbes Magazine*, überschritt 1999 zum ersten Mal, seit die Zeitschrift ihren Milliardärs-Überblick zwölf Jahre zuvor begonnen hatte, die Grenze von einer Billion Dollar. Die für diese Zusammenstellung zuständige Redakteurin, Kerry Dolan, machte sich seinerzeit Gedanken darüber, wann die USA wohl ihren ersten Dollar-Billionär begrüßen würde: der Privatbesitz folglich aus der Neun-Nullenregion in die Ebene mit zwölf Nullen nach einer Zahl springen würde?²⁰

Nun haben sich seit Beginn des Jahres 2000 weit über fünf Billionen Anlegerdollar - nicht zuletzt der Kleinaktionäre - allein an der Wall Street vorerst in Luft aufgelöst.²¹ Dabei hat die Abkühlung der Weltwirtschaft erst begonnen, ihre tiefen Schatten auf eine überhitzte Börsenkultur und Finanzlandschaft mit Namen New Economy zu werfen, in der angeblich jedermann durch geschickte Investitionen in Start-up-Firmen der neuen Technologie sein Glück machen konnte oder müsste²², wie es die Finanzeuphorie von *Newsweek* bis *n-tv* breitenwirksam verkündet hatte, unter aktiver Beihilfe der Analysten als Golden Boys des verflissenen Dotcom-Booms.²³ Doch unabhängig von solchen Wellenbewegungen der Börse - überhaupt der Konjunktur - wird erkennbar, dass der Reichtum immer reicher wird.²⁴ Zwar steigen dabei einzelne Personen auf oder ab; die wirklich Reichen jedoch scheinen ihr Scherflein unablässig zu vermehren und bewegen sich zu dem in ganz neuen Einkommensdimensionen und Besitzsphären.

Wo ist jener seriöse Reichtumshorizont geblieben, der den Normalverbrauchern als Himmel der Sicherheit auf Erden vorkommt? Mir nichts dir nichts wurde aus der famosen Tausendollar-Frage mit Günther Jauch ein Spiel um Millionen: Im kollektiven Bewusstsein und dessen Wunschstrukturen scheint die historische Knappheitsregel außer Kraft gesetzt zu sein, wenn schon nicht auf dem Girokonto, so doch im Bereich der Spekulationen und kollektiven Lottogewinnphantasien.

20 Seinerzeit besaß Bill Gates 9 Prozent des aufgeführten Reichtums; sollten die Microsoft-Aktien weiter so steigen wie in den vergangenen Jahren, würde Gates im Jahr 2004 diese Grenze überschreiten, so sah es hochgerechnet aus. Allerdings wären derartige Entwicklungen nicht ohne weiteres fortzuschreiben, fügte die Redakteurin an. Denn von den 194 Milliardären, die sich 1989 etwa in der die Forbes-Präsentation aufgeführt sahen, waren zehn Jahre später bereits 113 nicht mehr auf der Liste vertreten. Wie recht die Journalistin behalten sollte mit ihrer Vorhersage, dass die Bäume nicht in den Himmel wüchsen und selbst der längste Boom der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte einmal ein Ende finden könnte!

21 Am hiesigen Neuen Markt wurden laut einer Studie der Unternehmensberatungsfirma Accenture seit dem Höchststand der Börsen im März 2000 mehr als 340 Milliarden DM vernichtet (Die größten Versager der New Economy, Welt am Sonntag vom 15.7.2001, S. 47 f.). In England beläuft sich der Verlust in den letzten 12 Monaten auf umgerechnet 950 Milliarden DM (vgl. Sunday Times vom 9.9.2001, Teil I, S. 7). Außer Spesen nichts gewesen? Es bleiben die Verluste und Schulden der unzähligen Kleinanleger, auf deren Kosten der Abwärtstrend geht, ohne allerdings dadurch jener „Plutophobia“ vorzuarbeiten, von der Franz Werfel sprach, eher im Gegenteil. Und es bleibt die Erfahrung, dass jenes Grundgesetz der Ökonomie - nulla creatio ex nihilo - ebenso wenig außer Kraft gesetzt werden kann wie die Tatsache, dass „Wirtschaften“ mehr mit Kosten-Nutzen-Kalkülen zu tun hat als mit dem Hoffen und Harren auf die wundersame Vermehrung des Geldes in Kapital.

22 Zu Wesen und Struktur der Neuen Ökonomie vgl. Arne Heise, New Economy - Viele Fragen statt vorschneller Antworten, in: Perspektiven ds, 18. Jg., Heft 2 (2001), S. 70 ff.

23 Vgl. Richard Fletcher, Did I really say that?, Sunday Telegraph vom 19.8.2001, S. 6.

24 Und die Armut erblicher, vgl. Lebenslagen in Deutschland, hrsg. vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, Bonn 2001, S. 95 ff.

Verantwortung?

Was folgt aus alledem? Die Superreichen werden immer wohlhabender, wie gesagt, und dadurch einflussreicher. Nicht erst Lundberg hatte die Mitwelt informiert, dass sich die Schicht der Megareichen ein für sie günstiges wirtschaftspolitisches Klima schafft²⁵, trotz der von Luhmann für funktional-differenzierte Zeiten verkündeten Übertragungssperre zwischen Geld und Macht.²⁶ Dieser Limes versagt nicht zum wenigsten deswegen, weil dem Heer der Krösusse inzwischen weltweit fast alle Medien gehören, deren Meinungsmacht zudem wiederum unablässig gewachsen ist, nicht zuletzt frei nach „Der Schein bestimmt das Bewusstsein“ durch Prägung der gängigen Wunschwelten in unserer Warenmoderne.

Mit Blick auf ältere Zusammenhänge muss jedoch, wer die Macht innehat oder bestimmt, Verantwortung im Staat übernehmen, nicht nur als gelegentliche Spendentätigkeit wegen der Abschreibungseffekte.²⁷ Und da die Wirtschaft „eine Vormachtstellung in der gesellschaftlichen Entwicklung einnimmt“²⁸, wäre demnach ihre politische Zuständigkeit gewachsen. Denn Macht, die nicht sozial- und damit irgendwie wertorientiert fungiert, fördert unversehens die Regellosigkeit, weil sie zwar alles beeinflussen oder blockieren kann, ohne aber nach Maßgabe öffentlicher Interessen selbst zu führen.

Diejenigen, „die das meiste erhalten, sind Elite, der Rest ist Masse“, so beschied der amerikanische Sozialwissenschaftler Lasswell nüchtern.²⁹ Aber was leisten die megaplutokratischen Ränge für die Gemeinschaft, der sie ihre Sonderstellung verdanken? Welche Verantwortung übernehmen sie, auch wenn sie nur herrschen, nicht aber direkt regieren sollten, wie früher die Spitzenkaste? Wie wirken all ihre Privilegien auf den Bestand und die Entwicklung der Gesellschaft?³⁰ Alles heikle Fragen, haben wir es doch offenbar mit einer Art von Prominenz ohne Noblesse und Sozialengagement zu tun. Sie denkt vor allem an sich selbst.³¹ Sieht man einmal ab vom ökonomischen Stimulus, den Wagniskapital oder Demonstrativkonsum auch als „blinder Luxus“ (Turgot) ohne Zweifel der Postmoderne verleihen, so gleicht die „neue Nobilität“ der Überreichen jenem vormodernen Adel im Niedergang: auch er besaß Vorrechte aller Art, nahm indessen keine vernünftigen politischen, kulturellen oder auch zivilen Funktionen mehr wahr. Treten derart auch Hyperfinanzkapital und Sozialzuständigkeit dauerhaft auseinander, ist für die Zukunft der Vergesellschaftung kaum Gedeihliches zu erwarten.

25 Ferdinand Lundberg, *The Rich and the Super-Rich*, New York 1968, S. 337.

26 Niklas Luhmann, *Macht*, Stuttgart 1975, S. 103.

27 Oder Stiftungstätigkeiten, die auf ein gefälliges gesellschaftliches Wirk- oder Denkmfeld abzielen, dazu schon Leon Bramson, *The political context of sociology*, Princeton/N.J., ⁴1974.

28 Mitglied der Geschäftsleitung der Ricola AG und Nationalrat Rudolf Imhof, *Die Verantwortung der Unternehmer*, Schweizer Monatshefte, 77 (1977)/Heft 11, S. 3 f., hier S. 3.

29 Harold D. Lasswell, *Politics: Who gets what, when, how?*, New York 1936, S. 13.

30 So brachte Joseph-Marie-Anne Gros, Abbé de Resplas (*Traité des causes du bonheur public* (1768), [Paris] ²1774, Bd. 2, S. 74 f.), den nicht unbegründeten Nobilitätsdünkel gegenüber den bürgerlichen upstarts zum Ausdruck: „Die Grundlagen der Staaten, die sich auf Aristokratien stützen, wirken verlässlicher. Da Adelige ihren Ruhm aus der Herkunft ihres Geschlechtes und den Taten ihrer Vorfahren ziehen, suchen sie ihre Bedeutung weniger in dem, was sich gerade abspielt, als in dem, was war und sein wird... Im Gegensatz dazu gewinnt der Reiche seine Bedeutung nur aus Greifbarem, das er vor Augen hat. Ihm gehört nur die Gegenwart. Das Geschick der Zukunft regt ihn nicht an; die Idee der Dauer sagt ihm wenig; nur auf sich selbst verwiesen fühlt er, dass der Schimmer des Goldes seinem Namen keinen Glanz verleiht; alles lädt ihn folglich dazu ein, die Dinge auszukosten und sich dabei zu sputen.“

31 Hatte Zeus nicht Plutos, dem Sohn der Vegetationsgöttin Demeter und des Jasion, dessen Wunsch abgeschlagen, ihn mit Weisheit zu segnen; stattdessen nahm er ihm das Augenlicht, so dass er seine Gaben blind verteilt?